

Wigonda.

Erzählung aus dem Indianerleben von Karl Cassau.

Und die Treue, sie ist kein leerer Wahn.
Fr. v. Schiller.

In der Estancia Balbueras schien noch alles in den Armen des Traumgottes Morpheus zu liegen.

Ein schöneres Besitzthum gab es kaum weit und breit. An der Grenze der Pampas und des fruchtbaren Landes gelegen, spiegelte das prächtige Herrenhaus seinen stattlichen Bau im See Guanacache, den die Indianer „das Auge der Pampas“ genannt haben. Ein prächtiger Garten, in dem die edelsten Gewächse Amerikas angebaut waren, mit schönen Bosquets von Esquinillos oder Stachelakazien, Pinheiros oder Brasiltannen, Wachspalmen und am Seeufer von Algaroben — trennte den Herrenstiz von den Wirtschaftsgebäuden. Indes, man lebte an der Grenze, und wilde Indianerstämme schweiften nicht selten aus ihren Gebieten bis hierher, deshalb war das ganze Besitzthum mit einer zehn Fuß hohen Steinmauer umgeben. Die Schießcharten darin und die eisernen Spitzen darauf, die starken Thore von Schmiedeeisen und die festen Schutzvorrichtungen an allen Fenstern deuteten darauf hin, daß man einen Ansturm jener wilden Horden nicht für unmöglich hielt und auf eine Verteidigung eingerichtet war.

Eben wie die Sonne auf, als sich in den Stallungen Pferdegewieher vernehmen ließ; darauf erschien ein alter, grauköpfiger Neger und führte ein Reitpferd auf den Hof, öffnete das Hauptthor und that dann einen schrillen Pfiff.